

fehlte, zu schaffen. Ein ungestümer Kulturwille warf sich auf die Schöpfung. Er war verbunden mit einem wirtschaftlichen Herrschafts- und Besitzwillen, der dem Stoffe die Gesetze des Menschengesistes aufzwingen wollte. Humanismus und Naturwissenschaften wuchsen mächtig in den Rang einer weltimmanenten Religion hinein, einer welthaften Frömmigkeit, die sich ihre eigene Aszese und ihren Tugendkodex schuf, aber in bezug auf die Offenbarung entweder subjektivistisch-liberal oder skeptisch ablehnend eingestellt war. Auch hier haben wir die Doppelwirkung: zunächst einen gewaltigen Aufbruch, der den Menschengesist in Weltweisheit und Wissenschaft, Technik und Kunst entfaltete — dann aber die Grenzüberschreitung ins Bodenlose. Die meisten Philosophen der Neuzeit von Descartes bis Jaspers gehen vom Menschen aus, aber selten gelingt es, den ganzen Kosmos des Seins und damit den Menschen selbst zu sichern. Der Mensch ist im Bannkreis des Nur-Menschlichen heimatlos geworden.

Und der Herrschaftsanspruch des Menschen, der sich mit Hilfe der Naturwissenschaften in der Technik sein Machtwerkzeug geschaffen hat, muß heute mit seiner Selbstvernichtung rechnen. Wir sind in der Welterschließung in Tiefen hinabgestoßen, die Vulkane bergen. Wir zittern heute vor dem Ausbruch der von uns entdeckten Atomvulkane. Es haben sich da Grenzen gezeigt, die niemand vorausahnte. Die Kleinwelt der Atome birgt einerseits unheimliche Kräfte und gibt uns andererseits stets neue Rätsel über ihre Physis auf. Die Dynamik der Neuzeit läuft sich aus. Der Mensch tastet nach neuen Wegen. Wird er begreifen, daß es einen Ausweg nur gibt, wenn er wieder neu verankert wird in einer Welt, die über dem sinnhaft Greif- und Zählbaren liegt?

Die Welt als Raum der Begegnung mit Gott

Von OTTO SEMMELROTH S. J.

Mancher religiöse Mensch übt seinen weltlichen Beruf nur mit einem gewissen inneren Zwiespalt aus. Er hat ihn ergriffen nur um eine Existenzgrundlage zu haben. Aber für die wirkliche Aufgabe Gott gegenüber empfindet er diesen Beruf als störende Beeinträchtigung. Er kommt sich vor wie ein Mensch, der ein Doppelleben führt. Und das tut man nur mit schlechtem Gewissen.

Hier ist eine Klärung der christlichen Weltsicht vonnöten. Vor allen Einzelaussagen zum christlichen Weltbild muß an die Theologie die Frage nach dem grundlegenden Programm gerichtet werden, unter dem Gott die Welt als Verfügungsbereich des Menschen geschaffen hat. Denn alle anderen Untersuchungen können nur die Auseinanderfaltung dieser grundlegenden Sinnbedeutung sein. Wir werden dabei nicht die Augen verschließen dürfen vor der Zwiespältigkeit, in der wir katholische Menschen anscheinend angesichts der Welt leben: Daran wollen wir uns im ersten Teil erinnern. Diese Zwie-

spältigkeit erklärt sich, wenn wir im zweiten Teil sehen, daß die Welt Raum der Begegnung mit Gott ist. Dann nämlich muß der Christ Ja zur Welt sagen; denn in ihr trifft er Gott an; und doch darf es nicht die Welt selbst sein, die er sucht, sondern Gott in ihr. Der dritte Teil muß dann die naheliegende Frage beantworten, warum noch die Kirche in der Welt ist, wenn doch die Welt selbst schon die Begegnung von Gott und Mensch beherbergt.

Ja oder Nein zur Welt?

Auf den ersten Blick scheint Gottes Offenbarung und ihr Sprachrohr, die christliche Überlieferung, keineswegs sehr günstig für die „Welt“ zu sprechen. Wenn etwa der heilige Johannes im Neuen Testament von Welt spricht, klingt das doch recht negativ. Wenn die geistlichen Schriftsteller der Kirche aller Zeiten auf die Welt zu sprechen kommen, scheint das Ideal eines christlichen Menschen, das da gezeichnet wird, im Gegensatz zur Welt zu stehen. Man könnte fast auf den Gedanken kommen, unser heutiges Bemühen, der Welt eine positive Sicht abzugewinnen, sei ein Kompromiß und ein feiges Entgegenkommen der Christen gegenüber den Menschen der großen Masse, von denen sich zu unterscheiden sie keinen rechten Mut mehr haben.

Wenn eine frühere Christenheit die Gegnerschaft zwischen Kirche und Welt für wesentlich hielt, kann es dann recht sein, daß die heutige ohne große Bedenken die Koexistenz oder gar Verbindung mit dieser Welt sucht? Um hier klar zu sehen, müssen wir uns fragen, ob in der Weltfeindlichkeit der Heiligen Schrift und der Überlieferung und in der Weltfreundschaft, die man heute in der Kirche entdecken kann, mit dem Wort „Welt“ einfachhin dasselbe gemeint ist.

Es ist gar keine Frage, daß im Neuen Testament mit dem Wort „Welt“ bisweilen eine Wirklichkeit bezeichnet wird, die Christus und seiner Kirche feindselig gegenübersteht. Johannes berichtet das Wort des Herrn, daß die Jünger zwar in der Welt, aber nicht von der Welt seien; und daß die Welt sich freuen werde über die Trauer und das Leid der Jünger Christi. Er erzählt, daß Christus gesagt habe, er habe die Welt überwunden — das ist doch ein deutlicher Hinweis auf einen Kampf; denn nur in einem solchen überwindet man. Wenn es im Neuen Testament heißt, der Sohn Gottes sei in die Welt gekommen, dann scheint das zwar zunächst recht positiv zu klingen. Es wird dann aber wieder gedämpft, da es heißt, er sei in die Welt gekommen, um die Menschen zu erlösen; die Welt also scheint ein Gefängnis zu sein, aus dem man befreit werden muß. Oder Christus sei als Licht der Welt gekommen: die Welt also ist das Dunkel, in das von außen her Licht gebracht werden muß. Es ist also kein Zweifel, daß hier von der Welt in recht negativer und feindseliger Weise gesprochen wird. Und oft genug finden wir diesen negativen Klang, die Warnung vor der bösen Welt, bei den geistlichen Schriftstellern und Predigern der Kirche, denen es um die Rettung der Seelen geht, die sie vor der Welt bewahren wollen. Ist also wirklich die Welt die Feindin des Christen?

Anderseits gibt es auch eine andere Sicht, die wir ebenso ernst nehmen müssen. Und daher kommt die Spannung in unser christliches Dasein. Bedenken wir, daß die ersten Seiten der Bibel eine Schilderung der Welt geben, die

keineswegs negativ klingt. Da wird erzählt, wie Gott die Welt schafft. Ständig kehrt das Wort wieder: Gott sah, daß es gut war. Welche Beteuerung der Wahrheit, daß die von Gott geschaffene Welt gut sein muß.

Um zwischen dieser positiven und der vorhin erwähnten negativen Sicht einen Widerspruch auszuschalten, könnten wir darauf hinweisen, daß die Welt, von der das Neue Testament spricht, nicht mehr einfachhin dieselbe ist wie am Anfang, als von ihr versichert wurde, Gott habe gesehen, daß sie gut war. Zwischen der bejahenden Feststellung am Anfang, da alles gut war, und den skeptischeren Aussagen nachher liegt ein Geschehnis, das in die Ordnung Gottes sehr viel Unordnung gebracht hat: die Sünde der Menschen, die, statt die Welt getreu nach der von Gott hineingeschaffenen Ordnung zu verwalten, die Welt und ihre Schönheit von Gott lösten und willkürlich sich selbst angeeignet haben. Von daher kann man verstehen, daß die positive Aussage des Anfangs nun nicht mehr mit der gleichen Unbeschwertheit gemacht wird.

Doch bleibt die Frage: Ist durch die Sünde der Menschen die Welt selbst aus ihrer gottgeschenkten Gutheit in Gottesfeindschaft gefallen? Muß der Mensch, wenn er Gott treu sein will, nun wirklich die Welt als das stürmische Meer des Unheils betrachten, aus dessen in die Tiefe ziehenden Fluten er sich in die Kirche wie auf eine Insel retten, damit aber auch isolieren muß?

Damit spitzt sich unsere Frage so zu: Steht wirklich die Kirche als Feindin in der Welt? Sind Kirche und Welt wie Feuer und Wasser? Gewiß, wir sehen die Kirche bisweilen mit mahnend erhobenem Finger zwischen uns und der Welt stehen. Und doch kann es uns nicht recht gelingen, die Kirche einfachhin als Feindin der Welt zu betrachten. Ist denn nicht sogar auf Grund der Einsetzung durch Christus die Kirche selbst zu einem Teil ihres Wesens ein Stück Welt? Nach katholischem Glauben hat doch Christus die Kirche als eine organisierte gesellschaftliche Größe gestiftet, natürlich nicht gleich im Anfang in allen Einzelheiten ausgegliedert wie heute, aber doch von Anfang an in ihrer wesentlichen gesellschaftlichen Struktur ausgeprägt. So etwas ist aber ein Stück Welt. Es ist gerade das Geheimnis und der Sinn der Kirche, daß sie nicht einfach als feindliche Größe gegen die Welt steht, sondern daß in der Kirche die Welt von unten mit der Gnadenwirklichkeit des Heiligen Geistes von oben so verbunden ist, daß beide einander durchdringen. In der Kirche ist Welt, ohne aufzuhören Welt zu sein, in Lebensverbindung mit der göttlichen Gnade gekommen. Ein bedeutender römischer Theologe des vorigen Jahrhunderts, Kardinal Franzelin, hat einmal Kirche so definiert: „Die Kirche ist die durch göttliche Lehre, Gesetz und Gnade übernatürlich umgeformte Welt.“

Man kann das Werden der Kirche fast mit der Erschaffung des ersten Menschen vergleichen, wie sie uns in der Bibel geschildert wird: aus dem Stoff der Erde bildete Gott den Leib des Menschen und hauchte ihm dann, wie die Bibel sagt, den Odem des Lebens ein. So hat Christus in der Zeit seines Erdenlebens aus dem Stoff der Erde die gesellschaftliche, sichtbare Kirche gestaltet, die Apostel, denen er Vollmacht gab, und die Menschen, die sich von ihnen im Namen Christi führen lassen würden. Am Pfingsttag hauchte er diesem leiblichen Gebilde den Odem göttlichen Lebens ein: der Heilige Geist

vereinte sich mit diesem welthaften Gebilde in lebendiger Weise. So ist die Kirche gewiß eine göttliche Wirklichkeit: göttlich, weil der Gottmensch Christus ihr Stifter ist; und göttlich, weil von einem gnadenhaft göttlichen Leben durchlebt. Zugleich aber ist diese Kirche ein Stück Welt: welthaft, weil eine echte menschliche Gesellschaft, nach Christi Stifterwillen organisiert und durchgegliedert wie beste menschliche Gesellschaften.

So kann also die Welt nicht einfachhin schlecht sein. Sonst könnte sie nicht wesentlicher Teil der göttlichen Gemeinschaft Kirche werden. Welt kann aber auch nicht einfachhin gut sein. Sonst müßte sie nicht durch die Kirche und in ihr der Vereinigung mit Gott erst zugeführt werden. Wenn also der Christ auch nicht einfachhin Feind der Welt sein kann, so kann er doch auch nicht die Welt ohne Vorbehalt ansehen. So wie jeder, der an einem Material eine Aufgabe erfüllen soll, dieses Material zunächst mit prüfenden Augen betrachtet, weil er weiß, daß es seinen Aufgaben Widerstand entgegensetzen wird, und weil er auch seiner eigenen Kräfte nicht ohne Einschränkung sicher ist.

Wenn der Organismus eines Menschen durch gewisse Einflüsse, die Gesunde ohne Schwierigkeit vertragen, krank wird, spricht man von Allergie. Was für andere gut und angenehm ist, ist für diesen Menschen dann wohl schlecht. Damit will man dann keineswegs sagen, daß diese Sache selbst sich geändert habe. Vielmehr ist diese Aussage über die „schlechte“ Sache in Wahrheit eine Aussage über diesen Menschen selbst. Eine Art solcher Allergie, könnte man fast sagen, hat die Menschheit befallen, seit sie zum ersten Mal am Beginn ihrer Geschichte in die Sünde gefallen ist. Und alles, was wir in der Heiligen Schrift oder in den Worten der kirchlichen Predigt über eine schlechte Welt finden, ist eigentlich gar keine Aussage über die Welt, sondern über den Menschen in ihr. Durch die Sünde ist eine allergische Schwäche in den Menschen gekommen, die ihn den Reizen der Welt nicht mehr so gegenüberstehen läßt, wie er nach Gottes eigentlichem Plan und im vorsündlichen Zustand tatsächlich in der Welt stehen sollte und gestanden hat. An sich soll der Mensch in den Werten und Schönheiten der Welt die Werthaftigkeit und den planenden, aber fordernden Geist Gottes wiederfinden; er soll in der Welt Gott begegnen. Seine allergische Schwäche aber läßt ihn über dem Spiegelbild das Urbild vergessen und macht dadurch die werbenden Werte der Welt zu Täuschungen, in denen die Wahrheit verzerrt wird. Diese Schwäche verlangt vom Menschen und seinem Verhalten zur Welt nun eine Färbung, die weithin so aussieht, als wenn die Welt eben doch Gott und dem Menschen feindlich wäre. Die Welt selbst aber bleibt nach wie vor gut wie am ersten Tag. Und ihre Bestimmung bleibt die gleiche, die sie von Anfang hatte. Nur verlor der Mensch durch die Sünde die unbeschwerte Kraft, diesen Sinn in der Welt ohne Gefahr zu verwirklichen. Wenn wir von einer Spannung zwischen Welt und Gott reden können oder müssen, so ist dies keine objektive, in der Welt und ihren Gütern als solchen liegende. Sie ist vielmehr eine im Innern des Menschen begründete, und dort ist sie in der Entscheidung des Menschen immer neu auszutragen.

Dazu ist es aber wichtig, den grundsätzlichen Sinn der Welt richtig zu sehen. Damit kommen wir zum zweiten Teil, in dem wir die Welt als Raum der Begegnung von Gott und Mensch bestimmen.

Die Welt als Raum der Begegnung mit Gott

Daß die Welt Raum und Ausdrucksmittel der Begegnung mit Gott sein soll, scheint dem erstaunlich, der gewöhnt war, die Welt als Schranke und Vorhang zu sehen, der diese Begegnung erschwert oder gar unmöglich macht.

Überlegen wir uns zunächst, was Begegnung von Personen bedeutet und wie sie sich vollzieht. Es ist das Geheimnis der Person, daß sie — Geheimnisse haben kann. Das heißt, die Person lebt eine Welt für sich, die für den Gegenüberstehenden unantastbar ist, solange sie sich nicht selbst dem tastenden Griff des Gegenüber aussetzt und öffnet. Damit hat schon der heilige Paulus die Unbegreiflichkeit Gottes verständlich gemacht, indem er auf die Undurchdringlichkeit hinwies, die ja auch das menschliche personale Leben kennzeichnet: „Niemand hat das innere Wesen Gottes erkannt als nur der Geist Gottes“ (1 Cor 2, 11). Und das verdeutlicht er mit dem Hinweis darauf, daß ja auch das Innere des Menschen nur dieser Mensch selbst erkenne: „Wer von den Menschen kennt das innere Wesen eines Menschen? Doch nur der Geist, der in dem betreffenden Menschen wohnt“ (ebd.). Solange nun dieser Innenbezirk des Menschen in den Tiefen seiner Person verborgen bleibt und er sich nicht zum anderen hin öffnen will, solange mögen sich zwei gegenüberstehen, sie mögen aneinanderstoßen: sie begegnen einander nicht. Das geschieht nur, wenn der freie Geist der einen Person sich öffnet und sich selbst oder wenigstens einiges von sich dem anderen mitteilt. Diese Mitteilung aber darf wiederum nicht so geschehen, daß dem Gegenüberstehenden das Mitgeteilte aufgezwungen wird, so daß er es nehmen muß. Vielmehr muß die Mitteilung ein Angebot sein, das dem anderen frei läßt, ob er es nehmen und beantworten will oder nicht. Das aber geschieht dadurch, daß der eine nicht unmittelbar mit dem Griff seines Geistes auf den anderen eindringt, sondern dadurch, daß der eine das, was er von seinem verborgenen Inneren dem anderen mitteilen will, erst einmal im leibhaftigen Bereich des Leibes und der Dinge gewissermaßen niederlegt, ausdrückt. Der andere ist damit aufgefordert, aber nicht gezwungen, diese dingliche Hülle aufzunehmen, den Inhalt, den der andere hineingelegt hat, aus dieser Hülle zu lösen und durch diese geistige Bemühung in sich selbst aufzunehmen. Begegnung geschieht also zwischen menschlichen Personen nur durch die Vermittlung einer beide verbindenden, aber zugleich auch trennenden Gegenstandswelt, die sich der Begegnung beider als Ausdrucksmittel zur Verfügung stellt. Das geistig-unsichtbare Innere muß leiblich-sichtbaren Ausdruck gewinnen. Das kann schon ein Wort sein, in dessen Klang der eine das Innere seiner Seele birgt und dem anderen anbietet. Der Ausdruck kann auch die Bewegung des Leibes sein. Es können aber auch die Dinge der Welt sein, in die hinein der eine seine Innerlichkeit veräußerlicht, damit der andere dieses Äußere ergreife und die vom anderen darin ausgedrückte Innerlichkeit entgegennehme.

Das Gesagte gilt auch für die Begegnung von Gott und Mensch. Die höchste Bestimmung des Menschen ist seine Begegnung mit Gott, deren Abglanz und Teilhabe die Begegnung mit dem Mitmenschen ist. Er ist in Gott und von ihm; er soll ihm überdies auch in personaler Weise begegnen. Man sagt oft, der Mensch, das Geschöpf, gehe aus Gottes Hand hervor. Genau genommen



PICASSO: „GUERNICA“ (Paris, 1937)

ist das nicht richtig. Die Kreatur bleibt in Gottes Hand und Eigentum. Dieses Dem-Schöpfer-gehören, diese Hinordnung auf ihn hat der Mensch mit allen Kreaturen gemeinsam. Was der Mensch Besonderes hat, was ihn zum eigentlichen Bild Gottes macht, wie die Bibel sagt, ist die Fähigkeit, sein Gott-gehören als Person erkennen und anerkennen — oder auch ablehnen zu können. Damit ist das Gott-gehörig-sein für den Menschen zugleich ein Sollen: er soll sein Geschaffenwerden als Geschenk von Gott entgegennehmen und in ebenso freiem Schenken an Gott beantworten. Diese Begegnung zwischen Gott, der dem Menschen sein Dasein schenkt, und dem Menschen, der es empfängt und Gott zurückgibt, muß nach demselben Grundgesetz der leiblich-dinglichen Vermittlung gebaut sein wie die Begegnung der Menschen untereinander. Denn auch vor Gott ist der Mensch Person als Geist im Leib.

Gewiß, Gott kann auf den Menschen einwirken auch ohne leibliche Vermittlung. Das aber wäre kein persönliches Geschenk, denn der Mensch vermöchte es nicht zu erkennen und frei anzunehmen. Persönliche Begegnung mit Gott kann nur geschehen, wenn der unendliche Geist Gottes sich gewissermaßen in einen Leib hüllt, seine göttliche Innerlichkeit leiblich ausdrückt. Dann kann der Mensch sich bemühen, in diesem Ausdruck den göttlichen Geist und das göttliche Wollen zu entdecken und sich anzueignen. Diese Verleiblichung Gottes ist in höchster Vollendung geschehen, als Gott in Christus Mensch wurde. Sie ist aber auch schon in einem wahren, wenn auch geringeren und uneigentlicheren Sinn geschehen, da Gott dem Menschen eine Welt als Raum schuf, die ihn wie die leibhaftig gewordene Planung und liebende Sorge Gottes umgibt.

Im Licht der Prüfung dessen, was persönliche Begegnung ist, Begegnung auch zwischen Gott und Mensch, betrachte man nun zwei Tatsachen:

Einerseits lese man, was im Neuen Testament Paulus an die Römer schreibt: „Das unsichtbare Wesen Gottes wird von der Grundlegung der Welt her durch die Erkenntnis der Werke seiner Schöpfung gesehen“ (Röm 1, 18). Gott hat seine den Menschen unsichtbare Innerlichkeit in den Werken seiner Schöpfung so veräußerlicht, daß wir diese Schöpfung Gottes in den Blick unserer Erkenntnis nehmen und Gott selbst darin oder besser daraus erkennen können. Erkennt man darin nicht wieder, was wir vorhin über die Begegnung von Person zu Person gesagt haben, die durch Dinge und Werke vom einen zum anderen hin vermittelt wird? So hatte es auch das Alte Testament im Buch der Weisheit (13, 1 ff.) sehr schön und ausführlich dargelegt: „Wenn die Menschen, von der Schönheit der Dinge erfreut, diese für Götter ansahen, so hätten sie einsehen sollen, um wie viel höher deren Gebieter dasteht; denn der Urheber aller Schönheit ist es ja, der sie geschaffen hat. Und wenn sie durch deren Kraft und Wirksamkeit in Staunen versetzt waren, so hätten sie daraus einsehen müssen, um wie viel mächtiger noch der Schöpfer dieser Dinge ist. Denn aus der Größe und Schönheit der geschaffenen Werke wird vergleichsweise auch ihr Schöpfer wahrgenommen.“ Die Kirche hat auf dem Vatikanischen Konzil 1870 nach dem Beginn der Technisierung, Industrialisierung und Funktionalisierung des menschlichen Selbstverständnisses in feierlicher Entscheidung auf diesen Begegnungscharakter der Welt hingewiesen: „Die heilige Mutter Kirche hält fest und lehrt: Gott, aller Dinge

Grund und Ziel, kann mit dem natürlichen Licht der menschlichen Vernunft aus den geschaffenen Dingen mit Sicherheit erkannt werden.“¹

Im Licht dessen, was wir von Begegnung sagten, lese man auch den Schöpfungsbericht auf den ersten Seiten der Bibel. Da wird geschildert, wie Gott zuerst die Welt in ihrer geordneten Mannigfaltigkeit verschiedener Stufen baut. Erst am Schluß, als Ziel und Krone und eigentlicher Inhalt, um dessen willen das Ganze geschaffen wurde, wird der Mensch als Bild Gottes in diese Welt hineingeschaffen: er soll diese Welt in ihrer geordneten Vielheit sich geistig aneignen und in Kraft seines Willens verwalten. Es ist, um einen schlichten Vergleich zu gebrauchen, wie wenn ein Mensch einen anderen am Festtag beschenken und ihm dadurch in Liebe begegnen will: er bereitet einen eigenen Raum und darin einen Gabentisch, den er festlich schmückt. Wenn alles fertig ist, führt er den Gefeierten hinein. Der geschmückte Festraum und der bereitete Gabentisch wird zum Ausdruck seiner liebenden Hingabe, in dem er dem anderen begegnet und seine Antwort erwartet. Die Welt ist in der Offenbarung Gottes selbst als Raum und Ausdruck persönlichster Begegnung Gottes mit dem Menschen und daher als drängendster Appell an die Begegnung des Menschen mit Gott ausgewiesen.

Dieser göttlich-persönlichen Weltdeutung der Offenbarung steht die funktionalistisch-unpersönliche Auffassung des Menschen in der Welt von heute gegenüber. Ist nicht der Mensch der Sklave der technisierten, totalitären Arbeitswelt geworden, wo ihm nur noch die Alternative bleibt, entweder sich in einen anonymen, unpersönlichen Arbeitsprozeß einschalten zu lassen oder aber von diesem Prozeß, der sich längst weithin vom einzelnen Menschen unabhängig gemacht hat, zermalmt zu werden? Kann man heute noch von dem Menschen in seiner Welt sprechen oder muß man nicht vielmehr von der Welt und ihren Menschen sprechen, in der der Mensch kaum noch sehr viel anders steht als der Brennstoff, der verbrennen muß, um der Funktion des Motors zu dienen?

Man verstehe das recht. Nicht daß der Mensch sich der Arbeit an der Welt hingibt, ist gegen die Deutung der Welt als Raum und Ausdruck der Begegnung mit Gott. Daß der Mensch diese Welt erkennend durchforscht, in künstlerischem Aufsuchen ihrer Schönheit oder im wissenschaftlichen Durchforschen ihrer Baugesetze; und daß der Mensch in Kraft seines planenden Geistes und seines technischen Willens die Welt gestaltet: das alles ist nicht gegen das, was die Offenbarung von der Welt und dem Menschen in ihr sagt. Im Gegenteil. Wenn die Welt der Niederschlag der göttlichen Planung und Ausdruck, weil Wirkung seines schenkend-schaffenden Willens ist, dann muß der Mensch das Auffinden der Spuren Gottes in der Welt als seine erste Aufgabe ansehen. In den der Welt innewohnenden Kräften muß er die Aufforderung sehen, sich ihrer zu bedienen. Hat Gott seine Liebe zum Menschen in dieser Welt als ihrem Ausdruck niedergelegt, so ist es die Aufgabe des Menschen, im Wirken an der Welt diese göttliche Liebe anzunehmen und lebendig zu beantworten.

Falsch aber und den persönlichen Begegnungssinn der Welt zerbrechend ist die Art, wie der heutige Mensch sein Stehen in der Welt versteht, aus an-

¹ Neuner-Roos, Der Glaube der Kirche in den Urkunden der Lehrverkündigung. Regensburg 1954. Nr. 31.

deren Gründen. Die Welt von heute oder, besser gesagt, der Mensch von heute in der Welt ist nicht mehr als der König, als die gottbildliche Mitte zu erkennen, auf die hin die Welt geschaffen ist. Die Welt erscheint nicht mehr als Gabe für den Menschen. Sondern alles will uns einreden, der Mensch sei nur noch Instrument im Einsatz für ein rechtes Funktionieren weltlicher Vorgänge. Falsch ist nicht, daß der Mensch sich um die Erkenntnis der Welt und ihrer Ordnungen bemüht und daß er diesen erkannten Ordnungen entsprechend in der Welt tätig wird und sie gestaltet. Falsch ist vielmehr, daß er in diesem erkennenden und wirkenden Umgehen mit der Welt als Partner seiner Begegnung nicht mehr Gott erkennt, der seinen planenden Geist und seine schenkende, sorgende Liebe in diese Welt Dinge, ihre Ordnungen und Kräfte niedergelegt hat, damit der Mensch sie erkennend daraus erhebe und nachgestaltend Gottes Liebe beantworte, indem er sie entgegennimmt. Weil vielmehr der Mensch die dingliche, anonyme Welt selbst für seinen Partner hält, wenn er erkennend und wirkend mit ihr umgeht, verliert er selbst auch seine Persönlichkeit. Sein Stehen in der Welt wird anonym, unpersönlich, damit aber auch so leicht verantwortungslos willkürlich und zugleich tröstlos und fremd. Der Mensch erkennt in der Welt eben nur noch Welt. Und als Ziel seines Wirkens an der Welt sieht er nur noch die organisierte Ordnung der Welt selbst. Im Sinne einer Gebrauchsanweisung mag er dann die Forderungen der Weltordnung gelten lassen. Daß es aber in der Welt und ihren Ordnungen moralische Willensäußerungen des persönlichen Gottes zu erheben gilt, das ist dem technisierten Menschen von heute nicht mehr bewußt.

Der Mensch von heute ist ein Heide geworden nicht deshalb, weil er überhaupt sich dem Bemühen um die Welt hingibt. Das ist vielmehr seine Bestimmung, der er sich gar nicht entziehen darf. Heide geworden ist er vielmehr dadurch, daß er diese Welt als unpersönliches Ding empfindet und nicht mehr als persönlichen Ausdruck Gottes an den Menschen entgegennimmt, daher auch sein Wirken an der Welt nicht mehr als persönlichen Ausdruck an Gott vollziehen kann. Das Wirken des Menschen an der Welt müßte Ausdruck sein, in dem er seine Begegnung mit Gott ausspricht, indem er Gott aus den Ordnungen der Welt erkennt und Gottes Willen den Ordnungen der Welt ablauscht.

Diesem heidnisch gewordenen Menschen gilt dann der Vorwurf, den Paulus den Heiden der Vorzeit gemacht hat, wenn er in seinem Römerbrief schreibt: „Es wird der Zorn Gottes offenbar über alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit jener Menschen, die die Wahrheit in der Ungerechtigkeit erstickten, weil das, was von Gott erkennbar ist, auch für sie offenliegt; denn Gott hat es auch ihnen offenkundig gemacht. Denn das unsichtbare Wesen Gottes wird von Grundlegung der Welt an durch die Erkenntnis der Werke seiner Schöpfung gesehen ... Und so sind sie unentschuldigbar“ (a. a. O.). Ebenso sagt das Buch der Weisheit im Alten Testament: „Toren waren alle Menschen von Natur, die an Unkenntnis Gottes litten und nicht imstand waren, aus dem sichtbaren Guten den Seienden zu erkennen, und die bei der Betrachtung der Werke den Werkmeister nicht wahrnahmen“ (Weish 13,1). Daß man die Welt zum reinen Forschungslaboratorium und zur technischen Versuchsanstalt macht, ohne zu spüren, daß man Wort und Ausdruck untersucht, ohne den Sprechenden zu erkennen, der sich persönlich darin kundtut

will: das ist die Sünde unserer Zeit. Das macht die Welt kalt und stürzt den nach liebender Begegnung dürstenden Menschen in die Verzweiflung.

Der Mensch müßte wieder erkennen, daß die Welt, die ihn umgibt, nur dann wahrheitsgemäß gewertet wird, wenn ihre Relativität, ihr Verweis auf Gott, der sich in ihr ausdrücken will, verwirklicht wird. Der Blick auf die Schönheiten und Kraft der Natur sollte dankbares Entgegennehmen der darin ausgedrückten Liebe Gottes sein. Wenn aus diesem Blick die Kunst und das kulturelle Schaffen erwachsen, könnten sie sich als Ausdruck der Antwort des Menschen wissen, der in diesem Schaffen Gott begegnet. Das Studium der Natur — ob in bloßer Beobachtung oder im Bemühen der Naturwissenschaft — müßte Hören auf Gott sein, der sich für den Menschen in der gestalteten Welt ausdrückt. Wer sich dem Hören auf die Gesetze und Ordnungen der Welt und ihrer Nachgestaltung und Verwirklichung hingibt, ob als Handwerker oder Techniker, als Mediziner oder sonstwie, der sollte darin Gottes Geschenk beantworten, er sollte wissen, daß er im Wirken seines Weltberufes Gott begegnet.

In besonderer Weise ist das in jenem Bemühen wahr, das um die rechte Erkenntnis und Verwirklichung des Menschen geht. Das Suchen nach den Grundgesetzen menschlichen Einzel- und Gemeinschaftslebens müßte sich als Horchen auf Gott verstehen. Im Bemühen um wesensgerechtes Leben der einzelnen wie der Gemeinschaft beantwortet man Gottes in der Welt ausgesprochenes Wort. So kann, ja muß sogar die Politik Begegnung mit Gott sein. Würde sie so ausgeübt, dann brauchte es nicht mehr zu heißen, daß die Politik den Charakter verdirbt.

Die Rolle der Kirche in dieser Welt

Wenn wir in der Welt diesen Sinn entdecken, der sie viel heiliger erscheinen läßt als die meisten von ihr denken, dann könnte man auf den Gedanken kommen: was soll die Kirche in dieser Welt, wenn schon die Welt selbst Raum der Begegnung mit Gott ist? Ist nicht die Welt selbst schon, wenn unsere Deutung richtig ist, eine Art Kirche? Diese Frage sei noch, wenigstens mit ein paar Hinweisen, behandelt.

Sie erhält durch die Offenbarung eine dreifache Antwort oder, besser, drei Teilaussagen einer Antwort.

Zunächst können wir sagen: die Kirche sichert die Verwirklichung jener Begegnung mit Gott, die in der Welt geschehen soll. Nehmen wir einen Vergleich aus dem natürlichen Lebensbereich: Wer in seinem Leben besondere Aufgaben zu erfüllen hat, zieht sich zunächst eine Zeitlang aus dem Alltagsbereich, in dem er diese Aufgaben erfüllen soll, zurück. Er spart einen besonderen Bereich und eine Zeit aus, um da zunächst einmal das zu lernen, was ihm nachher selbstverständliche Tätigkeit sein soll. So lernt der Jugendliche in der Schule, was er später ausüben wird. Der Mensch studiert, um für besondere Aufgaben des Berufes bereitet zu werden. Der Soldat übt Griffe, die ihm nachher selbstverständliche Tätigkeit sein werden. So steht immer, ehe man im Dienst der Gemeinschaft und des Weltganzen tätig sein kann, eine Zeit und ein Bereich des Einübens. Sie ist gerade deshalb eine gewisse

Aussonderung, weil das Eingeeübte nachher Dienst am ganz gewöhnlichen Leben der Gemeinschaft sein soll.

Ein solcher Bereich der Aussonderung um des Allgemeinen und Gemeinschaftlichen willen ist auch die Kirche. Gewiß hat Christus die Kirche als jenen heiligen Bezirk gebaut, in dem der Mensch zu besonderer, nicht alltäglicher Begegnung mit Gott kommen soll. Das aber nicht, um den Sinn der Welt, Raum und Ausdrucksmittel der Begegnung mit Gott zu sein, von ihr wegzunehmen und nur der Kirche vorzubehalten. In den besonderen Begegnungsraum der Kirche wird der Mensch gerufen, um hier in besonderer Eindringlichkeit und Deutlichkeit Gott zu begegnen und dadurch die Gottbegegnung der Welt gewissermaßen einzuüben. Hat man in jener besonders ausdrücklichen Weise, wie es dem Leben der Kirche eigen ist, die Begegnung mit Gott geübt, zieht man sich immer wieder in diesen abgesonderten Bereich zurück, um dort die Begegnung mit Gott ganz ausdrücklich und besonders dicht zu vollziehen, dann wird man diesen Gott auch in der Verborgenheit der Welt und ihrer Unruhe finden. Ohne dies sehen wir zwar, verdunkelten Geistes, wie wir durch die Sünde und ihre Folgen nun einmal sind, die weltliche Hülle und arbeiten mit ihr, aber wir übersehen allzu leicht den darin verborgenen Geist und Willen Gottes.

Deshalb ist auch die Struktur der Kirche so gebaut, daß sie die Begegnung des Menschen mit Gott geradezu handgreiflich macht. Die Kirche ist nämlich polar gebaut und damit auf Begegnung ausgerichtet. Die Kirche besteht aus zwei aufeinander hingeeordneten, zur Begegnung miteinander bestimmten Einheiten: auf der einen Seite steht die durch Taufe und Firmung mit unauslöschlichem Merkmal geweihte Gemeinde der Gläubigen. Auf der anderen Seite befinden sich die durch das Sakrament der Weihe ebenso unauslöschlich geweihten Träger des geistlichen Amtes. Zur Kirche gehören gleichwesentlich beide Teile. Das Leben der Kirche vollzieht sich in der Begegnung beider. Die geweihten Amtsträger sind nicht rein menschliche Funktionäre einer Gesellschaft, sie sind vielmehr als Repräsentanten Christi vor die Gemeinde gestellt. „An Christi Stelle walten wir des Amtes“, sagt Paulus (2 Cor 5, 20). Christus, den sie vertreten, ist der sichtbar gewordene Gott. In ihm ist der unsichtbare Gott in vollkommenster Weise Begegnungspartner der Menschen geworden. In der Kirche leiht das geistliche Amt Christus immer wieder Sichtbarkeit. So ist die Begegnung von Gott und Mensch durch die Begegnung von Amtsträger und Laiengemeinde in der Kirche sichtbar dargestellt und geheimnisvoll verwirklicht. Im Lebensraum der Kirche wird die Begegnung des Menschen mit Gott leibhaftig gemacht und in besonderer Dichte vollzogen, indem sich die Gläubigen immer wieder aus ihren weltlichen Alltagsbereichen zurückziehen und in lebendiger Begegnung mit den Trägern des geweihten Amtes sich an die Begegnung mit dem Herrn erinnern lassen, diese Begegnung üben, um sie im Bereich des Alltags, in der „Welt“ nicht aus den Augen zu verlieren.

Dieser Sinn der Kirche als Einübungsstätte der Begegnung mit Gott wird durch ein Zweites erhöht. Wir haben vorhin schon einmal die Tatsache, daß der schaffende Gott die Welt für den Menschen eingerichtet hat, mit Hilfe des Vergleiches mit dem Festtisch- und Gabentisch zu deuten gesucht, den

ein Mensch dem anderen bereitet. Denken wir diesen Vergleich noch ein wenig weiter durch. Der Mensch, der seinem Freunde den Gabentisch bereitet, hat in diesen Gaben seine persönliche Liebe ausgedrückt. Und doch bleiben die Gaben dinglich. Um der liebenden Begegnung einen noch persönlicheren Ausdruck zu geben, spricht der Schenkende angesichts seiner Gaben die Glückwünsche seines Herzens noch in Worten aus. Diese Worte deuten die Gaben und verstärken ihren persönlichen Charakter. Zur dinglichen Gabe kommt das persönliche, gesprochene Wort.

So verhält es sich auch in der Begegnung, zu der uns Gott aufruft. Die Welt, die er schuf, ist der dingliche Ausdruck seines Planens und seines liebenden Wollens. Aber Gott ließ es nicht bei dieser dinglich vermittelten Begegnung. Er begleitet sein Werk mit dem persönlichen Wort, das wir seine Offenbarung nennen. Diese steht nicht getrennt neben der Kundgabe Gottes im Werk seiner Schöpfung, sondern in innerer Verbindung damit. Im Wort der Offenbarung deutet er sein Wirken als persönliche Tat und als Ausdruck seiner Liebe zu uns.

Diese Offenbarung Gottes klingt nicht jedem einzelnen Menschen unmittelbar ins Ohr. Gott hat sie der Gemeinschaft anvertraut, in der jeder einzelne lebendiges Glied sein soll. Durch die Gemeinschaft soll Gottes Wort auch zu jedem einzelnen dringen. Das ist die Aufgabe, um derentwillen Christus die Kirche und in ihr das unter seiner eigenen Führung stehende Lehramt gestiftet hat. Christus selbst, der die Erfüllung aller Offenbarung Gottes ist, läßt sich durch die Träger des geistlichen Amtes vertreten. Sie haben sein Offenbarungswort an die einzelnen Glieder der Kirche weiterzugeben.

Also auch deshalb ist die Kirche in die Welt gebaut, weil es nicht bei der sachlichen Kundgabe Gottes durch die Welt selbst geblieben ist, sondern er durch sein eigenes Offenbarungswort in viel unmittelbarer Weise die Welt zum Raum der Begegnung von Gott und Mensch machen wollte. Dieses offenbarende Wort Gottes ist in der Kirche aufbewahrt und wird von ihr im Auftrag Gottes selbst den einzelnen Menschen zugesprochen, auf daß auch sie in der Kirche und damit in der Welt Gott persönlich begegnen können.

Schließlich kommt noch ein dritter Gedanke hinzu. Er ist der wichtigste. Jene Begegnung, die der Mensch in der Welt mit Gott eingehen soll, kann der Mensch so, wie Gott sie dem Menschen tatsächlich zugedacht hat, gar nicht aus eigenen menschlichen Kräften leisten. Einmal deshalb nicht, weil die Menschen seit Beginn ihrer Geschichte, statt Gott zu begegnen, sich sündhaft von ihm trennen. Die dadurch aufgerissene Kluft kann nicht der Mensch überwinden, sondern nur Gott, indem er sich neu zum Menschen herabläßt. Hinzu kommt aber noch, daß kraft göttlichen Heilswillens diese menschliche Gottbegegnung in der Welt tatsächlich das Gefäß einer Begegnung sein soll, die über menschliche Kräfte hinausgeht, weil sie Teilnahme an jener Begegnung sein soll, wie sie im dreifaltigen Gott zwischen Vater und Sohn im Liebesband des Heiligen Geistes geschieht. Diese Begegnung ist Geheimnis. Wir wissen von ihr nur durch Gottes Offenbarung selbst. Sie ist aber Wirklichkeit. Sie nun kann uns nur zuteil werden, wenn Gott selbst sein göttliches Leben als Gnade in den Bereich unseres menschlichen Lebens gibt, oder anders gesagt, wenn er unser auf Gott gerichtetes Leben im Bereich der

Welt nimmt und auf die Lebenshöhe seines eigenen göttlichen Lebens hebt. Wir können das, was Gnade heißt, nur stammelnd darzustellen versuchen. Die alten Kirchenväter hatten kein Bedenken, dieses Geschehnis eine Vergöttlichung des Menschen zu nennen.

Sie wird uns gegeben durch die Menschwerdung Gottes. Gott trat in Christus in unsere Geschichte ein, um unser welthaft geschichtliches, auf Gott gerichtetes Leben in den Bereich der innergöttlichen, dreifaltigen Begegnung zu heben. Oder wie Augustinus sagt: „Gott ist ein Menschenkind geworden, damit wir Menschen Gotteskinder würden“, das heißt, damit wir in der Lebensgemeinschaft mit dem Sohne Gottes seine Begegnung mit dem Vater mitvollziehen könnten. Dieses Kommen Gottes in unsere Menschengeschichte, dieses Ergreifen der Menschen durch Christus wird durch seine Kirche, deren geistliche Amtsträger an Christi Stelle ihres Amtes walten, weitevollzogen. Das sichtbare, oft so unbequeme Wirken der Kirche soll uns daran erinnern, daß die Begegnung mit Gott, wie sie eigentlich in der Gnade sein soll, über menschliche Eigenleistung hinausgeht. Sie muß uns geschenkt, wir müssen zu ihr geholt und hinaufgehoben werden. Deshalb gibt es Kirche in der Welt, Kirche, die der fortlebende und fortwirkende Christus ist. Dieses Wirken der Kirche in der Welt macht nicht ungültig, daß die Welt Raum und Ausdrucksmittel der Gottbegegnung des Menschen ist. Durch die Kirche aber wird diese welthafte Gottbegegnung verklärt und über ihre naturhafte Gültigkeit hinausgehoben. Die Kirche steht nicht an Stelle der Welt. Sie ist vielmehr jenes Lebensprinzip, durch das die Welt und der Mensch in ihr zu einer Gültigkeit und einem Leben erhoben werden, das ihr von Natur nicht eigen ist. Denn es ist göttlich.

Zeitbericht

Polen feiert Adam Mickiewicz — Zum Tod von José Ortega y Gasset — Vom Walfischfang

Polen feiert Adam Mickiewicz. Am 26. November 1855 erlag Adam Mickiewicz, der größte polnische Dichter, zu Konstantinopel einer Seuche. Die Feiern, die das kommunistische Polen aus Anlaß des hundertsten Todestages hielt, übertrafen alles, was bisher an Feiern unter dem neuen Regime stattgefunden hatte; nicht einmal die Hundertjahrfeier des Todes von Chopin im Jahr 1949 läßt sich damit vergleichen.

Ein Jahr hindurch soll der große Dichter gefeiert werden: in Zeitungen und Zeitschriften, im Rundfunk, in Vorträgen, in Vorlesungen, in Akademiesitzungen. Standbilder sollen errichtet werden und schließlich ließ es sich das Regime nicht nehmen, eine „Pilgerfahrt“ nach Nowogrodek, dem Geburtsort des Dichters, zu organisieren, wobei freilich mancher Pole nur mit Bitterkeit daran gedacht haben mag, daß diese Stadt heute in der Sowjetrepublik Litauen liegt.

Sinn dieser Feiern war, wie nicht anders zu erwarten, den Polen beizubringen, daß Mickiewicz von Jugend an der Gründer einer „plebejischen Richtung“ gewesen sei und daß die von der „kapitalistischen Kritik“ vertretene Behauptung, er sei religiös bestimmt gewesen, „methodologisch unbegründet und allen Tatsachen widersprechend erscheine“. Man gab zwar zu, daß Mickiewicz bis zum Ende seines Lebens nie ganz mit der „Belastung einer ihm aufgezwungenen Tradition“ fertig-